



An die gebenedeite Mutter.

Maria auf dem Himmelsthron  
Blick' holde Mutter erdenwärts  
Und senf' aus deiner Strahlentrone  
Nur Einen Strahl in dieses Herz.

Verl'art stehst du vor deinem Sohne  
Und zeigst auf dein Mutterherz;  
O, bitte ihn, du Seelenwonne,  
Er möchte lindern meinen Schmerz.

Sieh' schwachend lechzet meine Seele,  
Wie in der Wüste nach der Quelle  
Ein mütter Wand'rer heiß sich sehnt.

Gebitt' mir Labung, Trost und Frieden;  
Du bist zu trösten ja beschieden,  
Wenn fromm ein Herz dich Mutter nennt.

Fr. X.

Das Blut des heiligen Januarius.

(Aus Curtius „Geburt und Wiedergeburt“, drittes Bändchen.)

(Fortsetzung.)

So viel über den Ursprung und die Beschaffenheit des Gläschens und seines Inhaltes. Allein noch bis auf den heutigen Tag haben die Einen gemeint, mit etwelchen lügenhaften Berichten oder durch ein paar Wigworte die Sache abfertigen zu können. Redlichere haben es versucht, verschiedene Hypothesen aufzustellen; das Einfachste, irgend ein chemisches Präparat in durchaus übereinstimmendes Raumverhältniß zu bringen, auf durchaus gleiche Weise zu behandeln, und dann mittelst eines durchaus gleichen Erfolges von dem angeblichen Geheimniß den Schleier zu lüften, das ist meines Wissens noch nie versucht worden, wenigstens noch nie gelungen. Man kennt zwar wohl in der Chemie ein Präparat, welchem man den Namen Januarsblut beigelegt hat; dasselbe

mag das Aussehen von Blut haben, es mag seyn, daß es bei einer gewissen Behandlungsweise, bei gewissen Temperaturgraden flüssig wird; darin liegt aber noch kein Beweis, überzeugend würde er nur bei Anwendung einer durchaus gleichen Behandlung, ohne alles Hinzutreten eines von außen einwirkenden Elementes. Daß von der brennenden und bloß bei dem Vorzeigen flüchtig hingehaltenen Kerze auf das zwischen den beiden Gläsern isolirt stehende Gläschchen auch nur irgendwelche Wärme ausströmen könne, das wird gewiß Niemand, welcher Augenzeuge war, behaupten wollen. Aber die Hand des Priesters! sagt man. Diese hält allerdings den Stiel des Gefäßes, indeß die Fingerspitzen der andern das Kreuz auf der Spitze berühren. Mache nun Jemand den Versuch mit einem Taschenlaternchen, erfasse er dessen Stiel, stelle er in den leeren Raum das sensibelste Thermometer, und beobachte er, ob dasselbe nach viertelstündigem Halten auch nur unmerklich steigen werde? Nun bleibt noch die atmosphärische Wärme in der vollen Kirche übrig. Nehme man einen Körper, der aus festem Zustande noch weit schneller in den flüssigen übergeht, als geronnenes Del, und bringe man denselben in vollkommen gleiche Temperatur-Verhältnisse, und sehe wieder nach, ob die Veränderung in gleichem Zeitverlauf vor sich gehe, ob jedenfalls der Uebergang aus dem festen in den flüssigen Zustand mit gleicher Schoelligkeit erfolge, wie hier, wo das Flüssigwerden nicht ein allmähiger, sondern ein rasch verlaufender Proceß ist? Zu diesem Allen müßte noch eine höchst seltsame Voraussetzung hinzukommen: daß nämlich die höhere neapolitanische Geistlichkeit vor Jahrhunderten schon in dem Besiß chemischer Geheimnisse gewesen sey, welche die in neuester Zeit erstaunlich vorangeschrittene Wissenschaft bis auf den heutigen Tag noch nicht zu entziffern gewußt habe. Sollte das etwa ein hinterlassenes Erbstück des Erzzaubers Virgilius gewesen seyn, von dessen Künsten Bischof Conrad von Halberstadt in seinem Reisebericht bei Arnold von Lübeck uns so merkwürdige Dinge erzählt? Bemerkenswerth bleibt es immer, daß der berühmte Chemiker Davy sich nicht im Fall sah, eine befriedigende Erklärung aufstellen zu können, daher der Annahme eines außerordentlichen Vorganges nicht abgeneigt war. Daß in Anerbieten zu chemischer Untersuchung der in der Flasche befindlichen Substanz von der Hand gewiesen wurde, ist doch wohl begreiflich, weniger, daß er ein solches Anerbieten nur machen konnte. Bleibt hiemit gewiß

für immer der analytische Weg versperrt, so steht der synthetische unbedingt offen, und Niemand könnte einen Chemiker an Herstellung einer Substanz hindern, mit welcher, unter vollkommen gleichen Modalitäten, eben dasjenige sich zutrüge, was mit der Substanz in dem Fläschchen.

Hören wir nun nach diesen apriorischen Schlussfolgerungen einige Zeugnisse! Beginnen wir dabei mit einem der neuesten. — Unter die tiefsten Denker und unter die ausgezeichnetsten Gelehrten seines Faches, die Neapel in letzter Zeit aufzuweisen hat, gehörte der Professor Niklaus Fergola, ein Mathematiker ersten Ranges, annehmen hervorgehoben durch alle jene höhern und edlen geistigen und moralischen Eigenschaften, welche die Römer unter dem Wort Virtus begriffen haben. Er starb als Mitglied der königlichen Akademie der Wissenschaften am 21. Juni 1824. Unter den werthvollen Handschriften, die er zurückließ, und welche von der Bibliothek des königlichen bourbonischen Museums aufbewahrt werden, fanden sich auch vollständige, nur der Ordnung noch bedürftige Materialien zu einer Schrift, die voriges Jahr durch den Professor Flauti herausgegeben wurde unter dem Titel: *Teorica de miracoli, esposta con metodo dimostrativo seguita da un discorso apolegetico sul miracolo di S. Gennaro, welchem noch eine Abhandlung beigelegt ist: Il sentimento ed il pensiero essere incompatibili alla materia, matematicamente dimostrato.*

Mathematiker gelten in der Regel nicht als Leute, welche durch Eindrücke auf die Einbildungskraft leicht sich bestechen lassen; sie gehen in der Regel bei ihren Forschungen behutsam zu Werke, wollen auf den Grund der Erscheinungen dringen, begnügen sich nicht mit Schein und Möglichkeiten, sondern verlangen zwingende Beweise. Fergola's Definition eines Wunders ist ganz kurz folgende: „ein Phänomen, von dem sich keine natürliche Erklärung läßt;“ wobei er zugleich die Unzulänglichkeit der Wolfischen und der Clark'schen, so wie die Frechheit der Spinoza'schen Definition nachweist. Darauf geht er zu der innern Möglichkeit der Wunder über und widerlegt die Einwendungen der Gottlosen. Nachdem er ferner über die Natur der Wunder, deren Urheber und Zweck, und über die Enargumenten seine Sätze aufgestellt und erwiesen, kommt er auf das Wunder des Bluts des heiligen Januarius.

Zuerst beschreibt er mit aller Genauigkeit das Gefäß, in welchem das Fläschchen gezeigt wird, und stimmt bezüglich der Weise der sorgfältigen Aufbewahrung mit dem früher Erwähnten vollkommen überein. Das Flüssigwerden erfolgt 25 Male im Jahr, mithin in einem Jahrhundert 2500 Mal, obwohl es etwa zu einer Zeit unterbleibt. Die namhaftesten Aerzte, Philologen, Kritiker Neapels sind häufig Zeugen des Vorganges gewesen, und keiner je fand sich zu Einwendungen dagegen veranlaßt. Das Blut, so wie es flüssig wird, zeigt keine leimartigen Bestandtheile, sondern wird flüssig wie Wasser, und bleibt sich in diesem Zustande stets gleich. Ob vor den Beschäuernden das Fläschchen täglich über tausendmal gedreht werde, nie wird dasselbe trübe. Fergola hat seiner Abhandlung eine Tabelle beigelegt, in welcher die Wärmegrade der Kirche während drei Octaven, nach Fahrenheit'schem Thermometer, und zugleich die Zeitdauer des Flüssigwerdens und der Stand von diesem genau verzeichnet ist. Während der ganzen Octave vom 19. bis 26. September 1794 wechselte der Wärmegrad bloß zwischen 77 und 80 Grad Fahrenheit (20 bis 21 1/2 Reaumur), wahrlich ein unbedeutender Unterschied; die Zeit des Flüssigwerdens dagegen von 5 bis 27 Minuten, und einmal nur wurde die Substanz bloß halb flüssig. Bemerkenswerth ist,

daß am 19. Sept. bei 80 Graden 27 Minuten, am 26. aber bei bloß 77 Graden nur fünf Minuten verfloßen. Vom 2. bis 10. Mai 1795 wechselte das Thermometer zwischen 67 und 80 Grad, die Zeit zwischen 2 und 41 Minuten, bei 67 Grad verfloßen 15 Minuten, bei 80 Grad 33 Minuten; wonach Wärmegrad und Zeitdauer außer aller gegenseitigen Beziehung stehen. Noch merkwürdiger ist der Wechsel der Zeitdauer in dem Verhältniß zu der Folge der Tage. Man wäre vielleicht geneigt, zu glauben, die Zeit bis zum Flüssigwerden nehme im Fortschreiten der Tage ab, und wenn dasselbe heute stattgefunden, würde es morgen um so schneller vor sich gehen. Keineswegs. Am 2. Mai verfloßen 12 Minuten, am 3. bloß 2, am 4. hingegen 41 und am 5. nur 22. In den acht Tagen vom 19. bis 26. September des gleichen Jahres schwankte das Thermometer zwischen 74 und 81 Grad, die Zeit aber zwischen 3 und 32 Minuten. Auch diesmal standen Zeit und Wärmegrad durchaus in keiner Wechselverbindung. Im September erfolgt das Flüssigwerden um 9 Uhr Vormittags, worauf das Blut aus der weit wärmern Januarius-Capelle auf den Hochaltar der kältern Domkirche getragen wird, und bis zum Abend, wo man es wieder in seine Nische stellt, in immer gleich flüssigem Zustande bleibt. Im Mai ist es täglich zweimal flüssig, Vormittag von 9 bis 12 Uhr; um Mittag wird das Reliquarium verhüllt und die Kirche geschlossen. Wird hierauf Nachmittags drei Uhr die Hülle weggenommen, so findet sich das Blut wieder in festem Zustande, bis es abermals fließend wird.

Das nun sind die Beobachtungen eines Privatmannes, während des Verlaufes einer kurzen Zeitfrist. Allein seit dem Jahr 1659 werden alle Wahrnehmungen über die Beschaffenheit des Blutes bei dem Herausnehmen aus der Nische, über die Umstände, unter denen es flüssig wird, über den Grad der Flüssigkeit, über den Zeitverlauf bis zu dieser, durch den Schatzmeister der Capelle und einen Chorherrn Jedemal aufgezeichnet. Würde das wohl geschehen, oder der Mühe werth erachtet werden, wenn hier Betrug statt fände? Diese Aufzeichnungen sind zugleich ein fortlaufender Commentar zu dem eidlich beschworenen Bericht des Secretärs der zur Deputation des Schatzes Verordneten, der darüber sagt: „Manchmal verzieht sich das Flüssigwerden, Einmal etwa erfolgt es gar nicht; bisweilen ist das Blut schon flüssig, wenn es aus dem Schrank genommen wird; nicht selten fällt es das Fläschchen so, daß die Bewegung des Flüssigen nicht kann wahrgenommen werden. Das Gleiche ist zuweilen der Fall, wenn es ausgefetzt ist; entweder bleibt es so den ganzen Tag, oder es sinkt wieder. Jetzt wird die ganze Masse flüssig, dann wieder bleibt ein Klumpen zurück, der in dem Fläschchen umherschwimmt; ein anderes Mal, jedoch selten, wird es flüssig, indem es zum Rüssen dargebracht wird, gewöhnlich indess, wenn es auf dem Altare steht, wo Niemand es zu berühren im Stande ist; eine brennende Kerze wird von Zeit zu Zeit hingehalten, um zu sehen, ob das Flüssigwerden erfolgt sey. Alle diese Verschiedenheiten erzeigen sich ohne Dämonung oder Reihengang, auf den etwa die Witterung Bezug haben könnte. Nicht nur wird zu gleicher Zeit des einen Jahres wahrgenommen, was in derjenigen des andern anders ist, ja oft in der gleichen Octave, selbst an dem gleichen Tag sind Verschiedenheiten zu bemerken.“

Hierin ist dann die Behauptung des Temperaturwechsels zwischen der angeblich kältern Nische, worin das Blut aufbewahrt wird, und der wärmern Kirche entschieden widerlegt, wenn nicht von vornherein dürfte angenommen werden, daß diese Temperatur-Verschiedenheit nicht so bedeutend seyn könne, um einen festen Körper in einen flüssigen zu verwandeln. Wäre aber auch, wovon

sich nach Fergola's Untersuchungen das Gegentheil herausstellt, die Mauer-Nische wirklich kälter, als die Domkirche, so könnte doch der Unterschied der Temperatur nicht so bedeutend seyn, um einen flüssigen Stoff in ganz kurzer Zeit in den Zustand des Geronnen-seyns zu verwandeln. Mache man den Versuch mit dem feinsten Del, und setze man, ob in einer neapolitanischen Kirche je eine so niedere Temperatur eintrete, die das Del zum Gerinnen bringen könne. Der Engländer Weedall stellte dergleichen Versuche an. Er setzte ein Glasgefäß mit Gallerte aus Kalbesfüßen mit einem Thermometer über eine Feuerwärme von 73 — 75 Grad Fahrenheit, und mußte sie fünf Viertelsstunden drehen, bis sie zu zerfließen begann; bei steigender Wärme von 60 — 86 Graden bedurfte sie 35 Minuten, bei 105 Graden (32½ Reaumur, also einer Temperaturhöhe, die zu keiner Zeit in der Kirche vorkommen kann) 15 Minuten. Bei 78 Graden wird Butter nur in fünf Viertelsstunden, und erst auf der Oberfläche weich, und bloß bei 100 — 106 vergeht er in 12 Minuten völlig. Eis dagegen würde bei 68 Grad seine Festigkeit nicht lange bewahren, doch eben so wenig, und betrüge es an Gewicht bloß eine Unze, in 12 Minuten vollständig zergehen. Hierbei ist dann nicht zu übersehen, daß alle diese Stoffe bei gleichem Wärmegrad unabwiegend in gleicher Zeitsfrist sich verändern, indeß bei dem Blut des heil. Januarius hierin die größte Verschiedenheit bemerkt wird, und der Wärmegrad auf die Zeit des Flüssigwerdens feinerer Einfluß übt. Wie endlich soll man es erklären, daß die Flüssigkeit das Einmal das Fläschchen fällt, ein Andermal nicht?

Fergola läßt seinen Beobachtungen den Satz folgen: Ein hermetisch verschlossenes, jedem chemischen Agens und jedem äußern Einfluß unzugängliches Fläschchen ist auf zwei Dritttheile seines Raums mit einer harten Substanz angefüllt; wie kommt es nun, daß diese, in die Nähe eines andern Körpers (der Reliquien des Heiligen) gebracht, unter verschiedenen Modalitäten, jzt den gleichen Raum einnehmend, dann das Fläschchen füllend, doch ohne es zu zer Sprengen, flüssig wird gleich Wasser, dabei niemals das Fläschchen trübt? Hierauf entgegnet er: „als Kanon der Physik steht fest: man darf zu Erklärung der Naturscheinungen keine andern, als wahrhaftige Gründe und deren nicht mehr, als zur Erklärung notwendig sind, beibringen.“ Weiter ist es Kanon der Kritik: „Die Cautelen, welche eine Gesellschaft anwendet, um eine Thatsache gegen Betrug sicher zu stellen, müssen gewisse Grenzen haben, über welche hinaus dieselben nicht gehen dürfen, denn sonst müßte man Cautelen gegen die Cautelen verlangen, was ins Endlose getrieben werden könnte, und alle moralische Gewißheit vernichten, die Gesellschaft auflösen müßte. Unter solchem Skepticismus könnte kein Sohn sich für rechtmäßig erkennen, kein Vertrag gültig, gar nichts mehr gesichert seyn.“

„Aber,“ fährt er fort, „möchten die Rationalisten am Ende einwenden: wäre es nicht denkbar daß die Priester von San Germano mittelst falscher Schlüssel Nachts die Capelle aufschließen, das Fläschchen aus dem Reliquarium herausnehmen, und Menstruum, oder irgend eine chemische Zubereitung, in dasselbe gößin und es bewerkstelligten, daß am folgenden Tag zu bestimmter Stunde das Blut flüssig werde?“ — Fergola beantwortete dieß mit dem Sprüchlein: „Betrug dauert selten lange,“ und zum Theil mit denjenigen Gründen, welche in Betreff einer Sache, die unter den verschiedensten Königshäusern und unter Zusammenwirken vieler Personen während mehrerer Jahrhunderte immer statt gefunden hat, alsobald auch mit sich darboten. „Trüge man indeß,“ sagt Fergola weiter, „der Einwendungen der Ungläubigen größere Rechnung als sie verdienen, ließe man die Mauer-nischen im Schatz

des heiligen Januarius die Nacht durch auf's sorgfältigste bewachen, und es würde das Flüssigwerden dennoch vor sich gehen, würden Jene wohl alsdann die Wichtigkeit der Thatsache anerkennen? Lieber würden sie das Wort der Juden wiederholen: die Wächter haben geschlafen, sie haben von den Priestern sich überlisten lassen. Aber in der Octave der Translation bleibt das Blut immerwährend von Mittag bis drei Uhr auf dem Hochaltar des Doms, nur verhällt, und zeigt sich Jedemal beim Enthüllen geronnen und wird neuerdings flüssig. Wer schläicht denn am hellen Tage hinein, um die Operation des Füllens des Fläschchens vorzunehmen?“ Fergola schließt dieses Capitel mit den Worten, welche sich auch mit vollem Recht auf die gelahrten Wundererklärer des Neuen Testaments anwenden lassen: „Wer die Wahrheit der Wunder läugnen will, steht sich zu tapfererlei Tollheiten gezwungen.“ (Fortsetzung folgt.)

## Die katholische Kirche und die Secten im Orient.

Konstantinopel, 27. September. \*) Aus Demuth und Umlicht hebt die katholische Propaganda nicht alle Tagesereignisse hervor, welche unsere Missionäre stärken und trösten, sie vermeidet vielmehr, so weit dieses in ihren Kräften steht, den äußeren Glanz eines Ruhmes, der das Heiligthum entweihen oder Verdienste, die einer höheren Belohnung würdig sind, mit dem Ruhme vor den Menschen auf gleiche Linie stellen würde. Zudem würden lange Listen von Bekehrungen in einem Lande, das gesetzlich die Freiheit des Gewissens noch nicht besitzt, leicht zu eben so viel Proscriptionslisten in den Händen der Feinde der Kirche werden, welche stets auf ihre Wirksamkeit lauern und derselben hemmend entgegenzutreten suchen. Europa kennt darum nicht alle Fortschritte des Glaubens im Oriente und der größte Theil des Guten, welches die Missionäre wirken, bleibt unbekannt. Anders geht freilich der Protestantismus zu Werke, denn dieser sct die Trompete an den Mund und verkündigt Erfolge, die er nicht erzungen hat. Daher mochte es denn kommen, daß neulich durch französische und deutsche Zeitungen die Nachricht gelaufen ist, der Patriarch, der Episkopat, die Geistlichkeit und das Volk der Nestorianer seyen zum anglicanischen Glauben übergetreten. Die Katholiken können indessen darüber ruhig seyn! Denn die Kirche Heinrichs VIII. und der Königin Weg, welche zu Hause immer mehr altert, hat bis jetzt das Geheimniß noch nicht gefunden, sich nach außenhin zu verzüngen oder gar neu zu gebären. Im vorigen Jahre hat sie allerdings bei den türkischen Nestorianern zwei Prediger, Renegaten des Puseyismus, unterhalten, allein diese beiden Arbeiter im Weinberge des Herrn bekümmerten sich wenig um Die, welchen sie das Evangelium predigen sollten, sondern geriethen den Sendlingen des Methodismus in die Haare und das Resultat des Kampfes war, daß beide alle Achtung in den Augen der Bevölkerung verloren und das Feld räumen mußten, auf welchem die Dominicaner von Mossul und die Capuciner von Mardin friedlich wie seither fortarbeiten. Der Nestorianische Patriarch, den der englische Gesandte unter seinen besonderen Schutz genommen hat, bezieht zwar seinen monatlichen Gehalt fort, allein er steht in der Stadt Mossul allein, verlassen und voll Berlegenheit, daß er nicht wenigstens einige Seelen gefapert, die er für seine Heerde ausgeben könnte. Dieß ist die ganze Geschichte, woraus die protestantischen

\*) Aus dem Univers nach der Uebersetzung des „Katholiken.“

Blätter die Neugierde geschmiedet haben, der Patriarch, der Episkopat, der Klerus und das Volk der Nestorianer seyen für den anglicanischen Glauben gewonnen worden. Man hat dabei nur das kleine Versehen begangen, daß man den Theil für das Ganze genommen und für den ganzen Körper ein von dem Leibe losgetrenntes Haupt gehalten hat, das nicht aus irgend welchem religiösen Bedürfnisse, sondern bloß in der Hoffnung durch englischen Einfluß den in den Gebirgen von Kurdistan gelegenen bischöflichen Stuhl von Rhodjames zu besteigen, unter englischen Schutz getreten ist.

In zweiter Linie stehen die amerikanischen Methodisten, die jedoch bei den Nestorianern in Persien eben so unglücklich sind. Zwar berichten auch sie schon seit zehn Jahren nach Hause, daß sie den Episkopat, die Geistlichkeit und das Volk gewonnen hätten, allein auch das ist unwahr. Sie zahlen zwar den Bischöfen und Priestern in der Ebene von Urmiah einen Jahresgehalt aus, in welchem Sinne sie dieselben allerdings gewonnen haben; allein das Volk hat der Bestechung widerstanden und die unerhörten Anstrengungen, welche die intoleranten Herren schon seit fünf Jahren machen, um die französischen Lazaristen, deren Ankunft allen ihren Bestrebungen Stillstand geboten, aus Persien zu vertreiben, sind nur zu ihrem Nachtheile ausgeschlagen, woher es auch kommen mag, daß sie jüngst in ihren Briefen an das Comité zu Boston diese gefährdete Mission dem Gebiete der dortigen Freunde empfohlen haben. Eben so unglücklich sind sie in Griechenland, wo das Bostoner Comité wegen der störrischen Gemüthsart der Griechen zu Athen nur noch einen einzigen Missionär unterhält, eben jenen Herrn King, dem das Volk der hellenischen Hauptstadt neulich fast übel mitgespielt hätte, weil er eine Broschüre geschrieben, in welcher nach dem Geiste seiner Secte die Jungfräulichkeit und Heiligkeit der Mutter Gottes gelästert waren. Ueberhaupt besteht ihr ganzes Missionspersonal zu Konstantinopel, Smyrna, Brussa, Trapezunt, Erzerum, Abei im Libanon und Urmiah mit zwei und zwanzig verheiratheten Herren, acht Damen und neunzehn aus den verschiedenen Localitäten stammenden Assistenten, wozu nun noch Miss Fidelia Fiel und Miss Harriet Lowell kommen, von denen die erstere ein Erziehungsinstitut zu Urmiah mit zwei und zwanzig Pensionärinnen leitet und die zweite eines zu Konstantinopel gründen wollte, das indessen einer gewissen Concurrenz wegen nicht zu Stande gekommen ist. Es ist in der That schwer zu begreifen, was Miss Harriet Lowell neben den barmherzigen Schwestern ausrichten will, die schon mehr als hundert Pensionäre, über dreihundert Externe haben und dabei noch die Kranken ohne Unterschied der Religion und Nationalität versorgen. Die Zahl der versorgten Kranken belief sich im vorigen Jahre auf 22,000 und wird dieses Jahr das Dreifache dieser Zahl erreichen. Dieser überwiegende katholische Einfluß, der sowohl im Unterrichte als in der Wirksamkeit der Missionäre hervortritt, ärgert nun allerdings gewisse Diplomaten, die von der fixen Idee besessen sind, sie müßten die papistische jesuitischen Einflüsse bekämpfen. Sie fühlen, daß sie hier von einer unbekanntenen und unwiderstehlichen Kraft überflügelt werden, deren unverzeihliches Unrecht immer noch darin besteht, daß sie eine wahre Freundin und Beförderin der Civilisation ist. Diese Männer, obgleich Repräsentanten einer sogenannten liberalen Politik, unterpügen die französischen Bestrebungen für allgemeine Gewissensfreiheit im türkischen Reiche nicht und begnügen sich mit einzelnen Zugeständnissen, wie z. B. in der

Renegatenfrage, weil sie wohl voraussehen daß volle Glaubensfreiheit die Erfolglosigkeit der protestantischen Propaganda und die Triumphe der katholischen Wahrheit nur vermehren könne. Alle englischen Intriguen im Libanon gehen von diesem einen Principe aus.

Niemand gewinnt bei diesem Verfahren der Engländer mehr als das griechisch russische Schisma. Da die Freiheit sein Tod seyn würde, so benutzt es die ihm vergönnte Frist nach Kräften, um die unter seinem Joche seufzenden Völker desto fester zu knebeln und allerwärts Schutz- und Trugbündnisse zu schließen. So hat der griechische Patriarch jetzt die Gültigkeit der Taufe bei den nichtunirten Armeniern anerkannt, eine Concession, welche von der St. Petersburg Synode dictirt worden ist und die zwei getrennten Kirchen einander näher bringt. Andererseits haben der griechische und armenische Patriarch mit dem Oerrabbiner der Juden den ganz eigenthümlichen Vertrag abgeschlossen, daß keiner von ihnen Proselyten aus der Religionsgemeinschaft des Andern aufnehmen solle, ja sie haben sich sogar das Recht der gegenseitigen Auslieferung vorbehalten, ein lächerlicher Contract, durch welchen der Begriff der religiösen Einheit und Wahrheit in Frage gestellt wird und der unter der Maske eines gottlichen Indifferentismus nichts Anderes bezweckt, als den Proselytismus im Allgemeinen zu unterdrücken. Ein junger Israelite, den ein dunkles Gefühl zum Christenthume hinzog, kam bald darauf zum griechischen Patriarchen und wurde von ihm im Namen der ebengeheten Conventio aufgefodert, beim Judenthume zu bleiben. Da jedoch dieser Grund den jungen Mann nicht befriedigte, so führte ihn dieselbe Hand, die ihn zur Erforschung der Wahrheit geleitet, jetzt zu den lateinischen Missionären und der Israelite, der nicht schematisch werden durfte, wurde nun katholisch.

Trotz aller dieser Rücksichten auf jene nordische Macht, die im Oriente den Uebertritt von einer Religion zur andern nicht dulden will, stehen die Angelegenheiten des griechischen Patriarchen nicht zum Besten. Er hat zwar von dem Hospodar der Wallachei, Bibesko, einen mit sechs Pferden bespannten Wagen zum Geschenke erhalten, weil er zu der ziemlich scandolösen Ehescheidung und Wiederverheirathung dieses Fürsten seine Einwilligung gegeben, allein sein geistlicher Credit ist rarum um nichts gebessert worden. Da er unter dem Ministerium Risa gewählt worden ist, so benutzt seine Mitbewerber diesen Umstand, ihn mit dieser heißen Cabinetfrage in Verührung zu bringen und es ist leicht möglich daß er bald einen Nachfolger erhalten wird, eine Absetzung, die ihn nicht nur der mit seiner Würde neulich verbundenen politischen Ehren berauben, sondern auch der Wuth seiner Gläubiger preisgeben wird, welche die zur Beförderung seiner Wahl vorgeschossenen Geldsummen noch nicht zurückerhalten haben.

### Frankreich.

An den geistlichen Exercitien, welche jedesmal im Herbst für die Priester am Sitze ihres Bischofes abgehalten werden, ward dieß Jahr abermals mit gesteigertem Eifer Theil genommen. Auch die Bischöfe wohnten meistens denselben bei. In der Diöcese Montpellier z. B. fanden sich ungefähr 400 Priester zu den erbaulichen Uebungen ein: die Zahl der Theilnehmer aus dem Bisthum Valence stieg über 200.